

**Kultursoziologie diesseits des „Cultural Turn“**

*Jürgen Gerhards*

In: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.) (2010): *Kultursoziologie: Paradigmen – Methoden – Fragestellungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 277-308.

## **Kultursoziologie diesseits des „Cultural Turn“** *Jürgen Gerhards*

Die Beschäftigung mit dem Thema Kultur und die Entwicklung meiner eigenen Vorstellung von Kultursoziologie ist durch die institutionellen Rahmenbedingungen der eigenen Berufstätigkeit im entscheidenden Maße mitgeprägt worden. Ich wurde 1994 auf den Lehrstuhl für Kultursoziologie an das Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig berufen. Kultursoziologie im Speziellen und Kulturwissenschaften im Allgemeinen lagen zu dieser Zeit im Trend und hatten ihre legitimatorische Basis durch den so genannten *cultural turn* erfahren. Ich selbst hatte meine Ausbildung an der Universität Köln erhalten und dort als Assistent, später als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Wissenschaftszentrum Berlin gearbeitet. Ich war entsprechend mit den wissenschaftstheoretischen Prämissen des kritischen Rationalismus und den standardisierten, so genannten quantitativen Methoden wohl vertraut, zugleich aber kein orthodoxer Anhänger dieser Schule. So hatte ich vor dem Wechsel nach Leipzig u.a. eine qualitative Studie über Aushandlungsprozesse von Sexualität zwischen heterosexuellen Partnern (Gerhards und Schmidt 1992) und eine mit quantitativen und qualitativen Verfahren operierende Analyse von Mobilisierungsprozessen von sozialen Bewegungen durchgeführt (Gerhards 1993; Gerhards und Rucht 1992). Insofern gab es eine grundsätzliche Offenheit gegenüber den Prämissen des *cultural turn* und den Entwicklungen der sich formierenden Kultursoziologie. Eine dann einsetzende intensivere Beschäftigung mit dem expandierenden Feld der Kultursoziologie hat meine Skepsis gegenüber den grundlagentheoretischen Prämissen der neuen Mode erst entstehen lassen, die Erfahrung des Lehrens und Forschens in einem kulturwissenschaftlichen Kontext hat die Profilierung einer eigenen Vorstellung von Kultursoziologie in Abgrenzung zum „Mainstream“ erst stimuliert.

Ich werde im Folgenden in einem ersten Schritt erläutern, warum die Prämissen des *cultural turn* zumindest auf mich nur eine begrenzte Überzeugungskraft haben, um dann die eigenen Annahmen einer Kultursoziologie diesseits des *cultural turn* zu explizieren (Kapitel 1). Auf der Grundlage dieser Vorstellungen habe ich zusammen mit Mitarbeitern und Kollegen versucht, einige empirische kultursoziologische Forschungsprojekte durchzuführen. Damit die in

Kapitel 1 angestellten grundlagentheoretischen Überlegungen kein reines Glasperlenspiel bleiben, greife ich auf eine dieser Studien zurück und erläutere an diesem Beispiel, was man unter einer Kultursoziologie diesseits des *cultural turn* verstehen kann. Ich habe die Vergabe von Vornamen aus einer soziologischen Perspektive analysiert. Vornamen eignen sich im besonderen Maße, um Prozesse des gesellschaftlichen Wandels, klassen- und geschlechtsspezifische Unterschiede und Integrationsprozesse von Migranten zu analysieren. Ich werde im zweiten Teil der Ausführungen die Ergebnisse von zwei Fallstudien vorstellen, die beide aktuelle Problemstellungen von modernen Gegenwartsgesellschaften aufgreifen: Die Analyse von Transnationalisierungsprozessen wird am Beispiel der Übernahme ausländischer Namen durch deutsche Eltern und die Untersuchung von Assimilationsprozessen am Beispiel der Übernahme von deutschen Namen durch Migranten vorgenommen; bei der zweiten Studie beziehe ich mich auf Forschungen, die ich zusammen mit Silke Hans durchgeführt habe (Gerhards und Hans 2008, 2009).

### 1. Kritik der Prämissen des *cultural turn*

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Kultur hat seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts eine deutliche Konjunktur erfahren. Es wurden neue, kulturwissenschaftliche Studiengänge eingerichtet, Forschungsschwerpunkte entwickelt und ganze Fachbereiche in kulturwissenschaftliche Fakultäten umbenannt. Innerhalb der verschiedenen Fächer hat es Diskussionen und Versuche einer kulturwissenschaftlichen Umorientierung gegeben (für die Geschichtswissenschaft vgl. z.B. Daniel 2001). Diese institutionellen Neuarrangements wurden und werden von einer Veröffentlichungsflut zur Legitimation der Wiederentdeckung von Kultur (vgl. für die Geisteswissenschaften die Beiträge in Frühwald et al. 1991) begleitet. Die skizzierten Entwicklungen sind auch an der Soziologie nicht spurlos vorbei gegangen. Ende der 80er Jahre fasste Jeffrey Alexander, einer der bekanntesten amerikanischen Theoretiker, die theoretischen Entwicklungen der Soziologie zusammen und sprach von einem *cultural turn*, der sich in den Sozialwissenschaften Schritt für Schritt ereignet habe (Alexander 1988).<sup>1</sup>

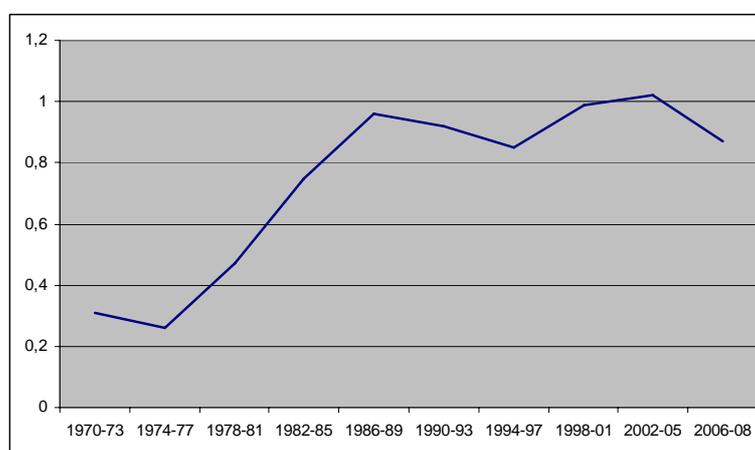
Dass das Thema Kultur eine zunehmende Bedeutung auch in der deutschen Soziologie gewonnen hat, zeigt das Ergebnis einer kleinen Recherche, die ich

---

1 Paul Rabinow und William M. Sullivan (1979) sprechen einige Jahre vorher bereits von einem *interpretive turn*. Die verschiedenen Positionen innerhalb der deutschsprachigen Sozialwissenschaften finden sich in dem von Holger Sievert und Andreas Reckwitz (1999) herausgegebenen Band gut wiedergegeben.

durchgeföhrt habe. Analysiert wurde die Menge der in der Datenbank Solis erhobenen Beiträge zum Thema Kultur im Zeitverlauf. Da sich die Anzahl der Publikationen insgesamt und ganz unabhängig vom Thema im Zeitverlauf erhöht haben kann, wurde der Anteil der Arbeiten zum Thema Kultur in Relation zur Gesamtzahl der Beiträge im jeweiligen Zeitraum gesetzt. Schaubild 1 gibt die Entwicklung des relationalen Anteils der soziologischen Publikationen, die das Wort Kultur im Titel tragen, wieder.

**Schaubild 1.** Anteil der sozialwissenschaftlichen Publikationen zum Thema Kultur an allen deutschsprachigen Publikationen, in Prozent



Der Aufschwung der Kultursociologie beginnt Mitte der 70er Jahre. Die Expansion des Feldes verläuft sehr schnell und erreicht Mitte der 80er Jahre ihren Höhepunkt. Von da an stabilisiert sich der relationale Anteil der Publikationen zum Thema Kultur auf einem relativ hohen Niveau – ein Zeichen für die Konsolidierung einer ausdifferenzierten Bindestrichsociologie.

Welches sind die inhaltlichen, paradigmatischen Prämissen der kulturellen Wende in der Sociologie und den Geisteswissenschaften insgesamt? Die Frage ist gar nicht so einfach zu beantworten, weil es eine Vielzahl an unterschiedlichen Prämissen und Vorstellungen gibt (vgl. z.B. die Überblicksdarstellungen bei Jameson 1998; Bachmann-Medick 2006). Bei aller Vielschichtigkeit und Heterogenität ist der *cultural turn* aber durch einige gemeinsame Merkmale gekennzeichnet. Andreas Reckwitz, an dem ich mich nachfolgend orientiere, hat sie prägnant und sehr übersichtlich zusammengefasst (vgl. Reckwitz 1999;

2000: 15 ff.). Ich möchte sie im Folgenden erläutern, diskutieren und kritisieren. Dabei mag man es mir verzeihen, dass ich zum Zwecke der besseren Konturierung der eigenen Position die Prämissen des *cultural turn* etwas stilisiert und damit vielleicht auch etwas verzerrt darstelle.

1. Über die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis im Allgemeinen und von wissenschaftlicher Erkenntnis im Besonderen reflektiert die Wissenschafts- und Erkenntnistheorie. Wissenschaftstheorien vor dem *cultural turn* sind nun, so Andreas Reckwitz, von einer Abbildungsvorstellung von wissenschaftlicher Erkenntnis ausgegangen: Es gibt etwas in der Welt und dieses kann auch von einem davon unabhängigen wissenschaftlichen Beobachter beschrieben und erklärt werden. Der *cultural turn* hat in kritischer Reflexion auf diese Perspektive darauf aufmerksam gemacht, dass es keine kategorienlose Beobachtung der Welt gibt und entsprechend die Kategorien der Wissenschaft einen Einfluss auf die Art und das Ergebnis der Erkenntnis haben. Die Entstehung der wissenschaftlichen Beobachtungskategorien ist selbst ein Resultat eines sozialen Prozesses, der sich wissens- und wissenschaftssoziologisch rekonstruieren lässt. Drei Punkte finde ich an diesem wissenschaftstheoretischen Ausgangspunkt des *cultural turn* und den daraus gezogenen Folgerungen für die wissenschaftliche Praxis nicht überzeugend:

1.1 Dass es sich bei wissenschaftlicher Erkenntnis immer um kategorial gebundene Erkenntnisse handelt, ist keineswegs eine neue Einsicht des *cultural turn*. Dies ist gerade von Vertretern des durch den *cultural turn* kritisierten kritischen Rationalismus sehr deutlich herausgearbeitet worden. Nur der naive Empirismus geht davon aus, dass die Welt unmittelbar erfahrbar ist. Aussagen über die Welt sind Aussagen von Subjekten, die Aussagen machen. Karl Popper (1976) und andere haben in der so genannten Diskussion des Basissatzproblems genau dieses herausgearbeitet und betont, dass jede Wissenschaft auf Basissätzen aufruht, die als gültig unterstellt werden können, wenn die Forschergemeinschaft sich intersubjektiv darauf geeinigt hat, dass diese gelten sollen.<sup>2</sup> Das Kriterium der Objektivität wird also auch im kritischen Rationalismus durch das der Intersubjektivität ersetzt. „Logisch betrachtet geht die Prüfung der Theorie auf Basissätze zurück, und diese werden durch Festsetzung anerkannt“ (Popper 1976: 73). Und einige Seiten später kann man lesen: „Die empirische Basis der Wissenschaft ist nichts Absolutes; die Wissenschaft baut nicht auf Felsengrund; es ist eher ein Sumpfland“ (Popper 1976: 75).

1.2 Karl Popper und andere Theoretiker des kritischen Rationalismus ziehen aus der Relativität wissenschaftlicher Erkenntnis aber nicht den Schluss, dass wissenschaftliche Erkenntnis beliebig ist. Wissenschaft ist der permanente Versuch,

---

2 Insofern war und ist es wenig überzeugend, Popper als Positivisten zu schimpfen.

der Wahrheit etwas näher zu kommen (Approximationstheorie der Wahrheit). Eine logische Prüfung der Widerspruchsfreiheit von Aussagen und die weitgehende Explikation der Annahmen der eigenen Untersuchung sowie Präzision in der Verwendung von Begriffen sind Verfahren, dieses Ziel zwar nicht zu erreichen, sich ihm aber zu nähern. Manche Theoretiker und Empiriker des *cultural turn* ziehen aus der grundsätzlichen Relativität wissenschaftlicher Erkenntnis eine andere und wie ich finde wenig überzeugende praktische Schlussfolgerung. Sie interpretieren die Relativität wissenschaftlicher Erkenntnis als Einladung dazu, viele Gütekriterien wissenschaftlichen Denkens über Bord zu werfen: der Grad der Explikation der eigenen Annahmen ist in den entsprechenden Studien häufig gering, die Klarheit der verwendeten Begriffe lässt zu wünschen übrig, Versuche einer empirischen Prüfung der eigenen Aussagen fehlen.

1.3 Schließlich folgt aus der grundsätzlichen Kategorienabhängigkeit wissenschaftlicher Erkenntnis noch nicht, dass dies einen Einfluss auf konkrete Forschungsarbeiten haben muss. Der Weg von allgemeinen wissenschaftstheoretischen Annahmen hin zu konkreten Forschungsfragen ist meist ein sehr weiter, die allgemeinen Prämissen schlagen sich nur begrenzt in der konkreten Forschung nieder (vgl. Alexander 1987). Dieser nur vermittelte Zusammenhang von wissenschaftstheoretischen Grundsätzen und konkreter empirischer Forschung scheint mir von einigen Wissenschaftstheoretikern häufig unterschätzt zu werden. Wenn man sich zum Beispiel für die Frage interessiert, ob im Kontext der Vergabe von Vornamen Prozesse der Globalisierung und Transnationalisierung zu beobachten sind und diese Frage dadurch empirisch analysiert, dass man die Zunahme vormals fremder, weil ausländischer Namen analysiert, dann sehe ich nicht, welche wissenschaftstheoretischen Grundkonflikte Folgen für die kategoriale Analyse der bezeichneten Fragestellung haben könnten.

2. Menschen sind Sinn verwendende Wesen. Im Mittelpunkt jeder soziologischen Analyse steht entsprechend die Rekonstruktion der Bedeutungen, die Menschen mit ihren Handlungen verbinden. Die Soziologie hat wie alle Kulturwissenschaften, so Stefan Hirschauer (in diesem Band) „zu ihrem Gegenstand von Menschen gezogene Unterscheidungen, die im Kontext ihrer jeweiligen Lebensform immer schon einen Sinn tragen, den es herauszufinden gilt“. Der Sinn dieser Unterscheidungen hat nicht allein den Status von idiosynkratischen, subjektiven Bedeutungen eines handelnden Subjektes, sondern ist Resultat von Interaktionen mit anderen Menschen und hat entsprechend den Status von kollektiven Sinnsystemen, Weltbildern, Ideen, Codes, Schemata, symbolischen Ordnungen oder zusammenfassend – von Kultur. Der *cultural turn* attribuiert sich selbst das Verdienst, die Bedeutung von Kultur gegen eine mechanistische Vorstellung von Handeln und Gesellschaft eingeführt zu haben. Auch an dieser zweiten Prämisse der Theoretiker des *cultural turn* kann man Kritikpunkte an-

bringen. Es ist völlig richtig, dass Menschen Sinn verwendende Wesen sind und die Soziologie insofern immer schon Kultursoziologie ist, als sie die Sinnsysteme, die den Handlungen zugrunde liegen, rekonstruieren muss. Aber: Ist dies wirklich eine neue Erkenntnis? Gibt es wirklich Soziologen, die dies leugnen? Fast jede Variante der Theorie rationalen Handelns geht von der Vorstellung aus, dass Menschen nicht auf der Grundlage objektiver Verhältnisse, sondern auf der Basis ihrer *Definition* von Situationen Handlungen auswählen und dass Deutungsmuster („frames“) ihre Handlungen anleiten (vgl. z.B. Esser 1991). Insofern wird man die Vermutung nicht los, dass es sich bei der „wissenschaftlichen Gegenposition“, die Vertreter des *cultural turn* kritisieren, um einen selbst konstruierten konträren Standpunkt handelt.

Beziehen wir uns zur Verdeutlichung des Arguments, Kultursoziologie müsse an den Bedeutungen von Handlungen ansetzen, auf die Analyse von Vornamen. Die Zunahme der Verwendung von deutschen Namen ab dem 19. Jahrhundert z.B. kann man nicht als eine mechanische Handlung interpretieren; die Entwicklung ist verbunden mit der Zunahme der Bedeutung des Nationalismus in Deutschland als kollektives Sinnangebot. Oder: Der Bedeutungsverlust einer transzendenten Interpretation der Welt (Säkularisierung) spiegelt sich in der Vornamensvergabe im Nachlassen der Verwendung von christlichen Namen. Immer geht es also auch bei der Namensanalyse um die Bedeutungen, die mit den Vornamen verbunden werden.

3. Aus der Tatsache, dass Menschen Sinn verwendende Wesen sind und jede Soziologie an den Bedeutungen von Handlungen ansetzen muss, ziehen Vertreter des *cultural turn* eine Schlussfolgerung im Hinblick auf die Erkenntnismöglichkeiten der Soziologie. Im Unterschied zu den Naturwissenschaften ist die Soziologie eine allein verstehende Wissenschaft, weil ihr Gegenstandsbereich aus sinnhaften Handlungen besteht. Aufgrund dieser spezifischen Beschaffenheit des Gegenstandsbereichs ist sie nicht in der Lage, kausale Erklärungen zu formulieren und zu prüfen. Eine kultursoziologische Analyse besteht in einem Verstehen des subjektiven Sinns einer Handlung im Kontext ihres Sinnzusammenhangs, so die Vorstellungen der Vertreter des *cultural turn*. Aufgabe der Kultursoziologie, so Stefan Hirschauer (in diesem Band) ist es, den Menschen beim Unterscheiden über die Schulter zu schauen, die alltäglichen Verstehens- und Aushandlungsprozesse verstehend zu rekonstruieren.

Nun entspricht die These, dass die verstehende Kultursoziologie auf Erklärungen verzichtet, nicht dem Selbstverständnis eines Teils ihrer Vertreter. Sie führen im Anschluss an Max Weber für sich selbst ins Feld, dass ein *verstehendes Erklären* das Ziel der eigenen Bemühungen ist. Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr (2008: 32ff.) unterscheiden zwei Richtungen innerhalb der verstehenden Kultursoziologie. Einerseits Ansätze, die sich auf das „Erfassen

bzw. Erschließen von subjektiven Deutungen und Einstellungen“ beschränken und die rein deskriptiv orientiert sind und entsprechend auf Erklärungen verzichten; andererseits Ansätze, die versuchen, die Sinnstruktur und die Regeln, die das Handeln und die Einstellungen von Individuen erst hervorbringen, zu rekonstruieren. Dieser zweite Typus begreift sich selbst als ein verstehend erklärender Ansatz. Die beiden Autorinnen illustrieren diese Position u.a. am Beispiel der Oevermannschen objektiven Hermeneutik. Ziel der *objektiven* Hermeneutik ist es, die Regeln, die ein spezifisches Handeln erzeugen, die objektiven Bedeutungsstrukturen also, zu rekonstruieren. Oevermann wendet sich damit explizit gegen eine sich aufs Beschreiben beschränkende „Nachvollzugs-Hermeneutik“ (zitiert in Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008: 245) und begreift das eigene Vorgehen als den Versuch einer verstehenden Erklärung.

Aus der Perspektive des kritischen Rationalismus ist die Verwendung des Erklärungsbegriffs in diesem Zusammenhang aber eher irreführend bzw. sie entspricht nicht der Bedeutung des Begriffs, wie er im Kontext des kritischen Rationalismus benutzt wird. Eine wissenschaftliche Erklärung ist dort eine (empirisch geprüfte) Aussage, die die Existenz eines empirischen Phänomens *ursächlich* auf existierende Randbedingungen und eine allgemeine Gesetzesaussage zurückführt. „Verstehende Erklärung“ bei Ulrich Oevermann meint aber nicht Ursachenerklärung in dem gerade definierten Sinne, sondern im Kern Typenerkennung durch die Rekonstruktion von Bedeutungsstrukturen. Insofern kann man auch für diesen Ansatz behaupten, dass er sich auf ein deutendes Beschreiben (in diesem Fall nicht allein auf die subjektiven Deutungen der handelnden Akteure, sondern auf den objektiven Sinn) beschränkt.

Diese Selbstbeschränkung der Soziologie auf ein deutendes Beschreiben halte ich aber für nicht überzeugend. Man kann nur zustimmen, dass die Aufgabe der Soziologie darin besteht, die Regelmäßigkeiten sozialen Handelns deutend zu beschreiben; es ist aber wenig überzeugend, dass sie sich darauf beschränken soll. Nach einer verstehenden Beschreibung des Explanandums kann man im zweiten Schritt nach Erklärungen (Explanans) für das Beschriebene fragen und Antworten finden. Dies wird durch die Tatsache, dass wir es mit Bedeutungen zu tun haben, nicht verhindert. Rainer Schnell, Paul Hill und Elke Esser (1995: 91) haben dies sehr schön an einem Beispiel illustriert.<sup>3</sup>

---

3 „Person X nimmt in Kneipe A das an sie gerichtete Lächeln einer Person Y wahr, worauf X näher auf Y zugeht, Y zu einem Bier einlädt usw. In der Tat löst das Lächeln von Y nicht ‚mechanisch‘ ein Hingehen, Einladen etc. bei X aus, wie etwa eine Temperaturerhöhung das Volumen eines Gases ansteigen läßt, sondern die Geste ‚Lächeln‘ wird z. B. interpretiert als ein Zeichen von Sympathie und Gesprächsbereitschaft. Diese Interpretation einer Geste ist Voraussetzung für die folgende Handlungswahl von X. Zudem ist es meist nicht ein einzelnes Symbol, sondern eine Vielzahl von interpretierten Symbolen, die bei X eine subjektive Situationsdefinition generieren. Das Lächeln zu abendlicher Stunde in einem Lokal unterscheidet sich von dem

4. Der *cultural turn* hat zu einer Verlagerung der Forschungsinteressen geführt. Im Fokus der Forschungen der Kulturosoziologie stehen mikrosoziologische Fragestellungen und Analysen von alltäglichen Phänomenen und Praktiken des Sinnvollzuges. Diese Fokussierung auf die Praxis der Herstellung von Sinnbeutungen in alltäglichen Situationen ergibt sich zwar nicht zwangsläufig aus den ersten drei Prämissen des *cultural turn*, ist allerdings durch diese prädisponiert. Soziale Realität muss, wie Karin Knorr Cetina (1988) dies formuliert hat, „from the native’s point of view“ analysiert werden. Folgt man diesem Diktum, dann ist man sehr schnell bei der Analyse von alltäglichen Praktiken. Die Analyse von Organisationen konzentriert sich dann weniger auf deren formale Strukturen, als auf die informellen Alltagsroutinen ihrer Mitglieder und der daraus erwachsenen Organisationskultur; die klassische Klassenanalyse wird ersetzt durch *cultural studies*, die die alltäglichen Routinen vor allem der Unterschichten rekonstruieren. Phänomene wie Dankbarkeit, Scham, Emotionen und Ehre werden zum Gegenstand kulturosoziologischer Analyse. Kurz: Die Rekonstruktion der Gesellschaft als symbolische Praxis ihrer Mitglieder wird zum Gegenstandsbereich der Kulturosoziologie (Knorr Cetina 1988).

Die Auswahl der Gegenstandsbereiche soziologischer Forschung ist durch das Erkenntnisinteresse bestimmt und lässt sich nicht gut nach wissenschafts-immanenten Kriterien begründen und entsprechend auch nicht kritisieren. Man kann nur auf die Lücken aufmerksam machen, die entstehen, wenn sich eine Kulturosoziologie allein auf eine Rekonstruktion alltäglicher Phänomene konzentriert: Sie verpasst den Anschluss an makrosoziologische Fragestellungen. Antworten auf Fragen, was eigentlich die Kultur einer Gesellschaft ist, lassen sich mit einer rein mikrosoziologischen Kulturosoziologie nicht klären. Die Klassiker der Kulturosoziologie, vor allem Max Weber mit seinen religionssoziologischen Arbeiten, waren an der Beschreibung und Erklärung von Makrokultur („Geist des Kapitalismus“, „Okzidentaler Rationalismus“) interessiert.

---

Schadensfreude symbolisierenden Lächeln eines unsympathischen Kollegen am Arbeitsplatz nach einer mißlungenen Tätigkeit von X. Die gleiche Geste hat also je nach Situation unterschiedliche Bedeutung. Im sozialen Kontext gibt es sicher sowohl die Möglichkeit, daß Symbole, Situationen bzw. Lebenswelten relativ verfestigt sind und damit nicht ständig einer neuen Interpretation ausgesetzt sind, als auch die (vom symbolischen Interaktionismus immer hervorgehobene) Möglichkeit und Notwendigkeit der Neu-Deutung und Neu-Interpretation von Symbolen. Letztere ist aber selbstverständlich auch einer deduktiv-nomologischen Erklärung zugänglich. Denn die Frage, warum X das Lächeln von Y als Zeichen der Sympathie interpretiert, kann z. B. das Explanandum einer Lerntheorie darstellen. Auch die Tatsache, daß die Bedeutungszuschreibungen von Akteur zu Akteur nie völlig identisch sind, ändert nichts an ihrer prinzipiellen Erklärbarkeit. Diese Abweichungen stellen nur unterschiedliche Explananda einer Theorie dar, die solche variierende Interpretation zu erklären versucht, wie es z.B. im Rahmen der Sozio-Linguistik geschieht.“ (Schnell et al. 1995: 91f.)

5. Der *cultural turn* ist verbunden mit einer Kritik an den so genannten standardisierten Methoden der Sozialforschung und einer deutlichen Präferenz für sogenannte qualitative Verfahren der Sozialforschung. Die Begründung für diesen Methodenwechsel ergibt sich wiederum aus der Betonung des Bedeutungsaspekts von sozialen Handlungen. Quantitativ-standardisierte Methoden sind, so die Kritik, nicht in der Lage, den Sinn von Handlungen zu erfassen; sie behandeln den Gegenstandsbereich ihrer Analyse als eine sinnfreie Welt (Reckwitz 2000: 27). Dabei kommt es, so die Vertreter des *cultural turn*, in der empirischen Analyse eigentlich darauf an, die Bedeutungen von Handlungen „qualitativ“ zu rekonstruieren. Sind diese Beschreibung der quantitativen Methoden und die daraus abgeleitete Kritik plausibel? Der Unterschied zwischen quantitativen und qualitativen Methoden besteht nicht darin, dass in dem einen Verfahren Bedeutungen rekonstruiert werden, in dem anderen nicht. In den quantitativen Verfahren wird die Definition der Bedeutung einer Aussage einer Person in einem Interview oder einer Textpassage aus einem Zeitungsartikel vor der Datenerhebung, aber auf der Basis von Vorprüfungen festgelegt, während in den sogenannten qualitativen Verfahren die Bedeutung von Aussagen erst nach der Datenerhebung in der Datenauswertung erfolgt. In beiden Verfahren geht es aber um die Rekonstruktion von Bedeutungen. Dass es auch in den sogenannten quantitativen Verfahren um eine Bedeutungsmessung geht, kann man an dem Verfahren der Analyse von Vornamen erläutern, das ich verwendet habe. Mit der Verwendung der Namen von christlichen Heiligen z.B. bringen die Eltern ihre Bindung an die christliche Religion zum Ausdruck (vgl. Gerhards 2005). Dies ist die Bedeutung, die ich der Verwendung von Heiligennamen unterstelle. Nimmt die Bezugnahme auf christliche Heilige in der Namensvergabe im Zeitverlauf ab, so interpretiere ich dies als ein Anzeichen eines Säkularisierungsprozesses. Die Kategorien der Datenerhebung sind durch diese Bedeutungszuschreibung (Nachlassen der Benutzung von Heiligennamen ist ein Anzeichen von Säkularisierungsprozessen) festgelegt. Die Datenerhebung (Klassifikation der Vornamen nach „Heiligennamen/Andere Namen“) und die Datenauswertung (Verlaufskurve der Heiligennamen im Verhältnis zu den anderen Namen) sind durch die Interpretation dieser Kategorien vorweg festgelegt. Nun kann man darüber streiten, ob man mit dem Nachlassen der Bedeutung von Heiligennamen in der Tat Säkularisierungsprozesse messen kann. Und man muss gute Argumente anführen, um dies zu begründen. Unstrittig scheint mir aber zu sein, dass es auch bei diesem Verfahren letztendlich um die Messung von Bedeutungen geht. Jede so genannte quantitative Untersuchung ist insofern immer auch eine qualitative Untersuchung (vgl. dazu Früh 1991).

Dies bedeutet umgekehrt natürlich nicht, dass es keine Unterschiede zwischen qualitativen und quantitativen Verfahren gibt, und es bedeutet auch nicht,

dass qualitative Verfahren nicht ihre Berechtigung hätten. Die Wahl der Methode hängt allein vom Erkenntnisinteresse ab. Konzentriert man sich, wie dies in den Analysen zur Vergabe von Vornamen geschehen ist, auf eine Analyse des Kulturwandels, also auf eine Makroebene von Gesellschaft, dann muss man dafür Sorge tragen, dass das Material, das man analysiert, repräsentativ für die Grundgesamtheit ist. Es ist gerade diese durch das Erkenntnisinteresse festgelegte Zielsetzung, die eine höhere Affinität zu den quantitativen Methoden erzeugt, weil diese besser in der Lage sind, mit kontrollierten Verfahren der Stichprobenziehung zu operieren, so dass die Reichweite der Aussagen groß ist und der Schluss von der Stichprobe auf eine Grundgesamtheit in der Regel dem Anspruch auf Repräsentativität gerecht wird.

6. Die Ausführungen sollten gezeigt haben, dass die Grundprinzipien des *cultural turn* und die daraus abgeleiteten Vorstellungen einer Kultursoziologie nicht hinreichend gut begründet sind. Ich gehe davon aus, dass man durchaus bei den klassischen Prämissen der Soziologie ansetzen kann, um kultursoziologische Fragen zu entwickeln und empirisch zu beantworten, und möchte das eigene Verständnis von Kultursoziologie mit Rückgriff auf die Arbeiten von Emile Durkheim im Folgenden explizieren.

6.1 Im Jahr 1895 veröffentlicht Emile Durkheim das Buch *Die Regeln soziologischer Methode*, in dem er seine Vorstellungen einer Wissenschaft der Gesellschaft entwickelt. Zwei Jahre später folgt die Publikation seiner Studie *Der Selbstmord*, die an einem Beispiel die methodologischen und methodischen Überlegungen der „Regeln“ illustrieren soll. Mit beiden Schriften gelingt es Durkheim, die Soziologie als eigenständige wissenschaftliche Disziplin paradigmatisch zu fundieren. Die Grundzüge des Durkheimschen Wissenschaftsverständnisses im Allgemeinen und seiner Vorstellung von Soziologie im Speziellen lassen sich gleichsam in Form von sechs Geboten formulieren: 1. Schreibe einfach und verständlich; 2. Definiere die Begriffe, die du benutzt, so präzise wie möglich; 3. Versuche für jede Aussage über die Wirklichkeit empirische Beweise zu erbringen; 4. Prüfe immer alternative Sichtweisen und Erklärungen, die in Konkurrenz zu deiner Erklärung stehen, auf ihre jeweilige Plausibilität; 5. Rücke als Soziologe in den Fokus deines Erkenntnisinteresses die Handlungen von Menschen (dabei versteht Durkheim unter Handlungen nicht die Handlungen von einzelnen Personen, sondern Handlungen von Kollektiven von Personen); 6. Versuche die Handlungen von Menschen durch die sozialen Kontextbedingungen, in die Menschen eingebettet sind, zu erklären, also: Erkläre Soziales durch Soziales. *Der Selbstmord* ist eine lehrbuchartige Exemplifikation dieser Wissenschaftsvorstellungen Durkheims. Der Text ist nicht nur einfach geschrieben, der Leser wird bereits durch die kommentierende Gliederung an die Hand genommen und dann durch die gesamte Argumentationsabfolge geführt. Die Begriffe

werden präzise definiert und auf ihre spätere empirische Überprüfbarkeit hin operationalisiert. Mit Hilfe von amtlichen Statistiken aus unterschiedlichen Ländern und Regionen versucht Durkheim seine Aussagen über die soziale Bestimmtheit der Selbstmordrate empirisch zu belegen; der Nachweis der Erklärung wird durch die Verwendung der Methode der parallelen (konkomitanten) Variationen geführt.<sup>4</sup> Alternative Erklärungen werden von ihm in extenso diskutiert und überprüft. Vor allem versucht Durkheim, psychologische und physiologische Erklärungen in ihrer Wirksamkeit auf die Selbstmordrate zu falsifizieren und damit eine genuin soziologische Perspektive zu begründen. Diese richtet sich nicht auf die Erklärung individueller Selbstmorde, sondern auf eine Erklärung von Selbstmordraten (Kollektivhandlungen). Die Selbstmordraten versucht Durkheim durch unterschiedliche soziale Bedingungsfaktoren (Organisationsform und Ideengehalt von Religionen, Familienstruktur, Einbindung in den Staat u.a.) zu erklären und auf diese Weise zu begründen, dass die Selbstmordrate eine soziale Tatsache darstellt und somit ein soziologisch relevanter Gegenstandsbereich ist. Schließlich zeigt Durkheim, dass die sozialen Bedingungsfaktoren die individuellen Handlungen beeinflussen, aber nicht determinieren. Er bietet probabilistische und keine deterministischen Erklärungen an, insofern nur ein Teil der Varianz von Handlungen auf die Kontextbedingungen zurückgeführt werden.

6.2. Überaus umstritten ist allerdings die Frage, ob die Durkheimschen Analysen als kulturosoziologische Analysen in dem Sinne zu interpretieren sind, dass es dabei um die Analyse der Bedeutungen von Handlungen geht. Der unglücklich gewählte Begriff der sozialen Tatsache hat der Durkheimschen Theorie heftige Kritik eingebracht und dazu geführt, ihn als Positivisten zu etikettieren (zusammenfassend Aron 1979: 58). „Soziale Tatsache“ meint aber nicht, dass der Gegenstandsbereich der Soziologie sich nicht prinzipiell von den Gegenständen der Naturwissenschaften unterscheidet. Gerade im *Selbstmord* zeigt Durkheim, dass die soziologischen Tatbestände dadurch gekennzeichnet sind, dass sie, im Unterschied zu den Gegenständen der Naturwissenschaften, mit *Bedeutungen* versehen sind und es sich insofern um Kulturphänomene handelt.

---

4 „Wir verfügen nur über ein einziges Mittel, um festzustellen, daß ein Phänomen Ursache eines anderen ist: das Vergleichen der Fälle, in denen beide Phänomene gleichzeitig auftreten oder fehlen, und das Nachforschen, ob die Variationen, die sie unter diesen verschiedenen Umständen zeigen, beweisen, daß das eine Phänomen vom anderen abhängt. Wenn die Phänomene nach Belieben des Beobachters künstlich erzeugt werden können, handelt es sich um die Methode des Experiments im eigentlichen Sinne. Wenn hingegen die Erzeugung der Tatsache nicht in unsere Willkür gestellt ist und wir nur die spontan entstandenen Umstände einander nahbringen können, so ist die hierbei verwendete Methode die des indirekten Experimentes oder die vergleichende Methode“ (Durkheim 1976: 205).

Die höhere Selbstmordrate der Protestanten im Vergleich zu den Katholiken erklärt er durch eine Rekonstruktion des Ideengehalts der beiden Religionen:

„In weit höherem Grade ist der Protestant Schöpfer seines eigenen Glaubens. Man gibt ihm die Bibel in die Hand und es wird ihm keine bestimmte Auslegung aufgezungen. Dieser religiöse Individualismus erklärt sich aus der Eigenart des reformierten Glaubens. (...) Wir kommen also zu dem ersten Ergebnis, dass die Anfälligkeit des Protestantismus gegenüber dem Selbstmord mit dem diese Religion bestimmenden Geist der freien Erforschung zusammenhängt.“ (Durkheim 1983: 169)<sup>5</sup>

6.3 Die Faszination, die von der Durkheimschen Selbstmordstudie bis heute ausgeht, bezieht sich aber nicht nur auf die formale Stringenz einer genuin soziologischen Argumentationsführung, sondern auch auf das Phänomen der Analyse selbst. Durkheim demonstriert die Erklärungsleistung der Soziologie an einem Phänomen, das auf den ersten Blick in den Bereich des Privaten und der Idiosynkrasie von individuellen Entscheidungen gehört. Dass der Selbstmord nicht oder nicht nur aus der „Psycho-Logik“ des einzelnen Falls zu erklären ist, sondern Regelmäßigkeiten aufweist, die sich empirisch auf ähnliche soziale Lagen derjenigen, die Selbstmord begehen, zurückführen lassen, bildet die Faszination der Durkheimschen These und seiner empirischen Beweisführung.

6.4 Das Durkheimsche Wissenschaftsverständnis und seine Analyse eines auf den ersten Blick für die Soziologie unzugänglichen Phänomens bildet auch das Hintergrundverständnis, das die eigenen durchgeführten kultursoziologischen Studien angeleitet hat: Einfachheit der Sprache und möglichst präzise Begriffsdefinitionen; die Bemühung, theoretische Aussagen empirisch zu kontrollieren; die Analyse von alltäglichen, auf den ersten Blick für Soziologen weniger interessanten Phänomenen, wie die Vergabe von Vornamen. Dabei richtet sich das Erkenntnisinteresse nicht auf die Frage der Namensvergabe von individuellen Personen, sondern auf die Verteilungsrate von Vornamen zu einem bestimmten

---

5 Raymond Aron hat das Durkheimsche Verständnis einer sozialen Tatsache prägnant zusammengefasst: „Wenn man sich dazu versteht, unter Ding jede Realität zu bezeichnen, die man von außen beobachten kann und muß und deren Natur nicht sogleich erkennbar ist, so hat Durkheim mit seiner Formulierung, daß die soziologischen Tatbestände wie Dinge zu behandeln seien, vollkommen Recht. Bedeutet dagegen das Wort ‚Ding‘, daß die soziologischen Tatbestände keine andere Interpretation als die natürlichen Tatbestände zulassen, oder sollte die Soziologie jede den soziologischen Tatbeständen von den Menschen gegebene Bedeutung leugnen, so ist seine Auffassung falsch. Eine derartige Regel widerspräche zudem der Durkheimschen Praxis; denn in allen seinen Werken hat er zu ergründen versucht, welche Bedeutung die Einzelnen und die Gruppen ihrer Lebensart, ihren Glaubensvorstellungen und ihren Riten beimessen. Was er Verstehen nennt, ist eben das Begreifen der inneren Bedeutung der sozialen Phänomene. Eine Interpretation der These Durkheims in abgemilderter Form bedeutet nichts weiter, als daß diese authentische Bedeutung nicht unmittelbar gegeben ist, sondern nach und nach entdeckt und herausgearbeitet werden muß“ (Aron 1979: 59).

Zeitpunkt und schließlich geht es darum, die Entwicklung von Vornamen durch die sozialen Rahmenbedingungen zu erklären. Ich möchte im Folgenden am Beispiel der Analyse der Vergabe von Vornamen illustrieren, wie eine solche Kultursoziologie diesseits des *cultural turn* vorgeht.

## 2. Vornamen als Indikator zur Analyse kultureller Prozesse

Vornamen sind, im Gegensatz zum Nachnamen, wählbare Attribute. Und es sind in der Regel die Eltern des Kindes, die – manchmal in Abstimmung mit Verwandten und Freunden – aus der beträchtlichen Anzahl von Vornamen eine Auswahl treffen. Ich bin zusammen mit Mitarbeitern in mehreren Studien der Frage nachgegangen, in welchem Maße sich im Mikrophänomen einer vermeintlich privaten Entscheidung die Prägekraft kultureller Kontexte zeigt. Dabei haben sich die Untersuchungen in erster Linie auf eine Analyse des kulturellen Wandels vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart konzentriert. Wir gehen davon aus, dass sich gleichsam im Mikrophänomen der Vergabe von Vornamen Makrokulturentwicklungen spiegeln und haben entsprechend untersucht, ob sich Prozesse der Säkularisierung, der Individualisierung sowie des Bedeutungsverlusts familiärer Traditionsbindungen in der Vergabe von Vornamen zeigen. Auf zwei dieser Analysen werde ich im Folgenden genauer eingehen: 1. Die zunehmende Nutzung ausländischer Namen durch deutsche Eltern in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts interpretiere ich als Anzeichen für Transnationalisierungsprozesse des Alltags. 2. Die Benutzung von deutschen Namen durch nach Deutschland eingewanderte Ausländer wird als Anzeichen für Akkulturationsprozesse interpretiert.

Ganz im Sinne des im letzten Abschnitt erläuterten Verständnisses von Kultursoziologie konzentrieren sich die Analysen auf ein alltägliches Phänomen, verknüpfen die mikrosoziologische Perspektive aber mit „großen“ makrosoziologischen Fragestellungen (Transnationalisierungsprozesse einerseits, Integration von Migranten andererseits). Sie versuchen, die Namensvergabe nicht nur zu beschreiben, sondern zu erklären und bedienen sich dabei der standardisierten Verfahren der Sozialforschung.

### **2.1 Transnationalisierung der Alltagskultur**

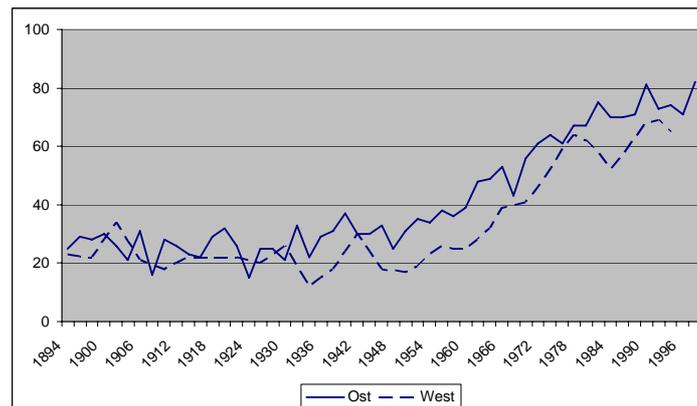
Globalisierung ist sicherlich einer der populärsten Begriffe zur Beschreibung von Entwicklungsprozessen gegenwärtiger Gesellschaften. Ich halte es für günstig, den Begriff der Globalisierung durch den der Transnationalisierung zu ersetzen. Der begriffstrategische Vorteil des Transnationalisierungsbegriffs besteht darin, dass man einen Ausgangspunkt für Entwicklungen definiert hat – nämlich nationalstaatlich verfasste Gesellschaften – und zugleich den Bezugspunkt der Entwicklung empirisch offen hält. Der Begriff Transnationalisierung präjudiziert nicht, was man empirisch noch zeigen müsste, dass sich Gesellschaften globalisieren: Sie können sich ebenso europäisieren, amerikanisieren etc. Ganz in diesem Begriffsverständnis von Transnationalisierung habe ich untersucht, ob und in welchem Maße sich in der Vergabe von Vornamen Transnationalisierungsprozesse zeigen.

Empirische Grundlage bildet eine Auswertung von Standesamtsdaten aus Ost- und Westdeutschland (genauere Angaben zu den folgenden Ausführungen finden sich bei Gerhards 2003, 2005). Die Bedeutung der Vornamen der Kinder wurde mit Hilfe von Namenshandbüchern nach Kulturkreisen klassifiziert. Die Namenshandbücher geben jeweils den Ursprungskulturkreis des Vornamens an. Für die folgenden Analysen habe ich die Vornamen, die für die beiden Gemeinden über 100 Jahre erhoben wurden, nach drei Kulturkreisen klassifiziert: nach den beiden traditionellen Kulturkreisen (christlich und deutsch) und einer dritten Kategorie, die alle vormals fremden Kulturen (angloamerikanische, osteuropäische, romanische etc.) umfasst und hier als transkultureller Kulturkreis zusammengefasst wird. Der Grad der Transnationalisierung ist definiert als das Verhältnis von christlichen und deutschen Namen auf der einen Seite und vormals fremden Namen auf der anderen Seite.

#### **2.1.1 Transnationalisierung als „Verwestlichung“**

Schaubild 2 zeigt, wie sich das Verhältnis von christlichen und deutschen Namen einerseits und „fremden“ Namen andererseits im Zeitverlauf verändert hat. Das Schaubild gibt die Entwicklung für eine Stadt in der ehemaligen DDR und eine in Westdeutschland getrennt wieder.

**Schaubild 2.** Transnationalisierung der Vornamen (Anteil nicht-christlicher und nicht-deutscher Namen)



Kamen 1894 nur ca. 25 Prozent der Namen aus fremden Kulturkreisen, so sind es am Ende des 20. Jahrhunderts mehr als 65 Prozent. Dieser Prozess der Ausdehnung transkultureller Namen setzt nach dem 2. Weltkrieg mit dem Beginn der 50er Jahre ein. Der Verlauf ist in Ost- und Westdeutschland sehr ähnlich. In beiden Orten hat also eine dramatische Öffnung in Richtung vormals fremder Kulturkreise stattgefunden.

Der Begriff Transnationalisierung lässt empirisch offen, auf welche konkreten Kulturkreise sich die Eltern bei der Namensvergabe beziehen. Schaut man sich die einzelnen Namen, die nach 1949 an Konjunktur gewinnen, genauer an, dann sieht man, dass jetzt plötzlich Maurice, Marco, René, Natalie und Denise auftauchen, auch Jennifer, Peggy und Sandy, Mike, Marvin und Steve sind mit dabei. Eine genauere empirische Analyse kann zeigen, dass der Anstieg von Vornamen aus fremden Kulturkreisen in erster Linie auf den Anstieg von Namen aus dem romanischen und angloamerikanischen Kulturkreis zurückgeht (Ergebnisse werden hier nicht ausgewiesen). Insofern handelt es sich bei der Vergabe von Vornamen nicht um einen Globalisierungsprozess von Vornamen, sondern um Okzidentalierungsprozesse. Interessanterweise gilt der Verwestlichungsprozess der Vornamen auch für Ostdeutschland. Für Orte in der DDR hätte man erwarten können, dass es einen Anstieg von slawischen und osteuropäischen Namen nach 1949 gegeben hat, weil die DDR in den Block sozialistischer Bruderländer unter der Vorherrschaft der UdSSR integriert war. Diese Einbindung war für die Namensvergabe völlig folgenlos. Die Bürger der DDR orientierten sich in der Namensvergabe ganz Richtung Westen.

### 2.1.2 Ursachen für den Prozess der Transnationalisierung

Das Zusammenspiel mehrerer Faktoren kann den Prozess der Transnationalisierung der Vornamen erklären, deren jeweilige Wirkungskraft ich aber nicht strikt empirisch messen, sondern allein in Form einer empirisch fundierten Plausibilitätsskizze erläutern kann:

1. Das Wachstum einer bestimmten Namensgruppe bedeutet zugleich immer auch einen Rückgang in einer anderen Namensgruppe, weil sich die Namensgruppen aus verschiedenen Kulturkreisen zusammen auf 100 Prozent addieren. Man kann empirisch zeigen, dass es im Verlauf des 20. Jahrhunderts einerseits Säkularisierungsprozesse in der Vergabe von Vornamen (christliche Namen verlieren an Bedeutung), andererseits nach dem 2. Weltkrieg einen dramatischen Einbruch der deutschen Namen gegeben hat. Damit ist ein Raum eröffnet worden, der von anderen Kulturkreisen ausgefüllt werden konnte.

2. Man kann davon ausgehen, dass Eltern ihren Kindern Namen geben, die ihnen gefallen. Wenn Eltern Vornamen aus bestimmten fremden Kulturkreisen benutzen, dann ist dies eine Präferenzäußerung für einen bestimmten Kulturkreis, aus dem der jeweilige Name stammt. Eltern greifen entsprechend auf Namen aus Kulturkreisen zurück, die aus ihrer Perspektive mit hoher Reputation verbunden sind. Im Falle der Namensvergabe sind dies die Kulturkreise, die ökonomisch stark und deren Prestige relativ hoch ist. Auf der Basis einer Auswertung einer Umfrage, die in zwölf Ländern der EU durchgeführt wurde, haben wir an anderer Stelle analysiert, welche Ausländergruppen von den Bürgern in den zwölf Ländern der Europäischen Union in welchem Maße geschätzt werden (vgl. Fuchs et al. 1993). Die Analysen zeigen, dass Amerikaner und Westeuropäer dabei das beste Prestige, die Bürger aus den Ländern Osteuropas, der Türkei, Afrikas und Asiens ein deutlich schlechteres Ansehen genießen. Ähnlich scheint es sich mit der Auswahl von Vornamen aus anderen Kulturkreisen zu verhalten. Es sind vor allem die westlichen Kulturkreise, auf die die Eltern bei der Vergabe von Vornamen zurückgreifen. Dies spiegelt sich auch in der Tatsache wieder, dass türkische Namen in der Bundesrepublik im Hinblick auf die Beeinflussung des Namenspools der von deutschen Eltern vergebenen Vornamen völlig unbedeutend geblieben sind, obwohl die Türken die größte Einwanderungsgruppe in der Bundesrepublik darstellen. Mehmet oder Mohammed spielen für deutsche Eltern in keiner Weise eine Rolle.

3. Damit man aber überhaupt vormals fremde Namen benutzen kann, muss man von diesen erfahren haben. Drei Möglichkeiten sind denkbar.

3.1 Die Bürger erfahren von den neuen Namen aus anderen Kulturkreisen durch die Einwanderung von Ausländern aus diesen Kulturkreisen. Diese Erklärung ist aus zwei Gründen nicht plausibel. a) Der Anteil an romanischen und angloamerikanischen Einwanderern in der DDR ist nicht angestiegen. b) Der kräftige An-

stieg von Ausländern in Westdeutschland seit den 60er Jahren geht ebenfalls nicht in erster Linie auf Zuwanderer aus romanischen und angloamerikanischen Ländern zurück, sondern auf die Zuwanderung von Türken und Jugoslawen; deren Einfluss auf die Vergabepraxis der Vornamen aber sehr gering ist.

3.2 Die Kenntnis von vormals fremden Namen kann auf die Zunahme der ausländischen Reisetätigkeit der Bürger zurückzuführen sein, die sie in Kontakt mit anderen Kulturen bringt. Auch diese mögliche Erklärung ist nicht plausibel. Zum einen hat sich die angestiegene Reisetätigkeit in der DDR weitgehend auf die osteuropäischen Länder beschränkt, die osteuropäischen Namen haben aber gerade nicht an Bedeutung gewonnen; zum anderen gilt für Westdeutschland, dass sich die Reisetätigkeit seit den 50er Jahren zwar enorm ausgeweitet hat, die Reiseziele aber in erster Linie Österreich, Spanien und Italien waren, die Zunahme der ‚fremden‘ Namen sich aber vor allem auf den angloamerikanischen und frankophonen Bereich beziehen.

3.3 Eine Transnationalisierung der Vornamen kann schließlich auf die Ausdehnung der Massenmedien und die über die Medien verbreitete Populärkultur ursächlich bedingt sein. Ich halte diese These für die plausibelste Erklärung, weil folgende empirische Daten dies stützen. a) Die Ausdehnung der transnationalen Vornamen korreliert stark mit der Ausdehnung des Fernsehens in Westdeutschland. Die Versorgungsdichte der Haushalte mit einem Fernseher schnellte innerhalb von wenigen Jahren in die Höhe: 1964 hatten bereits 55 Prozent, 1970: 85 Prozent, 1974: 95 Prozent, 1980: 97 Prozent der Haushalte einen Fernseher. Die Ausdehnung der Verfügung über einen Fernseher sagt aber noch nichts über die Inhalte aus, die über das Fernsehen verbreitet werden. Der Anstieg der ausländischen Filme an der Gesamtzahl der ausgestrahlten Filme in der ARD steigt seit der Einführung des Fernsehens rapide an und verläuft ähnlich wie der Anstieg der transnationalen Namen. Von den ausländischen Filmen sind die in den USA und in Großbritannien hergestellten Filme diejenigen mit den höchsten Marktanteilen, gefolgt von Filmen aus Frankreich und Italien. Eine ganz ähnliche Entwicklung findet man im Bereich der Kinofilme und vor allem auch im Bereich Populärmusik. Damit sind die vormals ausländischen Namen in die Wohnzimmer der deutschen Haushalte transportiert worden.

Die angebotene Erklärung greift nach meiner Ansicht auch für die ehemalige DDR. Die Verbreitung von Fernsehgeräten in der DDR verläuft ähnlich wie in der Bundesrepublik; diese wurden zudem in hohem Maße zur Rezeption des Westfernsehens benutzt. Entsprechend waren die Bürger der DDR mit denselben Filmen sowie derselben Musik und deren Darsteller vertraut und haben wahrscheinlich die medial zirkulierten westlichen Namen zum Teil als Vorbild für die eigene Vergabepraxis von Vornamen benutzt.

Wir erklären den Prozess der Transnationalisierung von Vornamen also durch zwei Faktoren: a) Eltern können nur auf Namen zurückgreifen, von denen sie gehört haben. Der „Pool“ vormals ausländischer Namen ist durch die Entwicklung der Massenmedien und der darüber vermittelten Populärkultur in den Aufmerksamkeitshorizont der Eltern gerückt. Da die Populärkultur in erster Linie eine angloamerikanische und romanische Kultur ist, ist auch die Angebotsstruktur auf in diesen Ländern gebräuchliche Namen beschränkt. b) Nicht alle angebotenen Namen sind für Eltern attraktiv. Zu einer Erweiterung des Angebots muss eine Präferenz für bestimmte Kulturkreise hinzukommen. Eltern wählen Namen aus den Kulturkreisen aus, die mit einer gesellschaftlich definierten hohen Reputation verbunden sind.

### 2.1.3 Die Erklärung des Erfolgs bestimmter ausländischer Vornamen

Ich habe im letzten Kapitel versucht zu erklären, warum ausländische und vor allem westliche Namen ab den 50er Jahren an Bedeutung gewinnen. Die Erklärung bezieht sich aber allein auf die aggregierte Ebene aller ausländischen Vornamen. Kann man auch erklären, warum sich bestimmte ausländische Namen durchsetzen, andere hingegen nicht?

Wilfried Seibicke (1977: 133) hatte in seiner eher induktiven Betrachtung der Entwicklung von Vornamen festgestellt, dass die Konjunktur bestimmter Namen, andere und *ähnlich klingende* Namen nach sich zieht. Stanley Lieberson (2000), einer der wenigen Soziologen, die sich mit Vornamen beschäftigen, bezeichnet den Mechanismus, der zur Veränderung von Vornamen im Speziellen und von Moden im Allgemeinen trägt, mit dem Begriff „ratchet effect“. Damit meint er Folgendes: Jede modische Erneuerung findet auf der Basis einer gegebenen Struktur statt. Die Menschen haben zu einem bestimmten Zeitpunkt Vorlieben entwickelt, die sich in einem dominanten Geschmack äußern: Man trägt enge oder weite Hosen, Hüte oder keine Hüte, hört Rock oder Hip Hop oder benutzt französische oder germanische Namen. Jede Erneuerung besteht nun meist nicht in einem völligen Austausch der Moden, sondern in einer moderaten Veränderung der alten Mode. In aller Regel handelt es sich bei den Veränderungen nicht um Revolutionen, sondern um Variationen des Alten und dies deswegen, weil Neuigkeiten mit dem Rahmen und den ästhetischen Bewertungskriterien interpretiert werden, die durch das Alte bestimmt sind.

Das Prinzip der moderaten Abweichung auf der Basis der Vorstrukturierung durch die gerade existierende Mode kann sich in der Entwicklung der Vornamen u.a. darin zeigen, dass phonetisch ähnlich, aber zugleich abweichend klingende Namen eingeführt werden. Für die Einführung der ausländischen Namen heißt dieses Prinzip, dass sie an die phonetischen Gewohnheiten der deutschen Namen anschlussfähig sein, zugleich aber von diesen im Verhältnis

der dosierten Diskrepanz abweichen sollten. Die folgenden Beispielanalysen werden zeigen, wie das Prinzip der dosierten Abweichung die Übernahme von fremden Namen empirisch gut erklären kann. Dazu wurde geprüft, ob der Erfolg von fremden Namen durch ähnlich klingende einheimische Namen vorstrukturiert war. Tabelle 1 illustriert dies am Beispiel der Namen Markus, Marc, Marco und Marcel.

Der Name Markus ist 1970 unter den Top 10 der wichtigsten Namen in der von uns untersuchten Stadt in Westdeutschland und hält sich in der Hitparade der häufigsten Namen bis 1976. Marc schafft es 1974 unter die Top 10, zwei Jahre später Marco, der sich dann über mehrere Jahre in der Gruppe der 10 beliebtesten Namen festsetzen kann. 1992 schafft es dann zusätzlich der aus dem Französischen kommende Name Marcel in die Gruppe der 10 häufigsten Namen vorzudringen.

**Tabelle 1:** Die Namen Markus, Marc, Marco und Marcel in der Gruppe der 10 häufigsten Vornamen im Zeitverlauf (1970–1992)

(Jahrgänge, in denen die Namen nicht in der Gruppe der 10 häufigsten Namen waren, werden nicht angezeigt)

|        | 70 | 72 | 74 | 76 | 80 | 82 | 84 | 86 | 88 | 92 |
|--------|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| Markus | X  | X  | X  | X  |    |    |    | X  | X  |    |
| Marc   |    |    | X  |    |    |    |    |    |    |    |
| Marco  |    |    |    | X  | X  | X  | X  |    |    |    |
| Marcel |    |    |    |    |    |    |    |    |    | X  |

Ganz ähnlich verhält es sich mit den beiden Namen Andreas und dem französischen André. Zuerst steigt Andreas in die Top 10 auf und zieht dann später den Namen André nach sich. Die Logik der dosierten Diskrepanz bei der Einführung fremder Namen greift aber nicht nur bei den männlichen, sondern auch bei den weiblichen Namen. Dies sei an folgendem Beispiel illustriert.

**Tabelle 2:** Weibliche Namen mit einer y-Endung in der Gruppe der 10 wichtigsten Namen im Zeitverlauf (1976–1998)

|       | 76 | 80 | 82 | 86 | 88 | 92 | 94 | 96 | 98 |
|-------|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| Mandy | X  |    |    | X  | X  |    |    |    |    |
| Peggy |    | X  | X  |    |    |    |    |    |    |
| Cindy |    |    |    | X  |    |    |    |    |    |
| Jenny |    |    |    | X  | X  |    | X  | X  |    |
| Nicky |    |    |    |    |    | X  |    |    |    |
| Emily |    |    |    |    |    |    |    |    | X  |
| Nancy |    |    |    |    |    |    |    |    | X  |

Nachdem es Mandy in die Top 10 der Vornamen der ostdeutschen Stadt geschafft hat, zieht der Name in der Folge eine ganze Anzahl von ähnlich klingenden, ausländischen Namen nach sich. Vier Jahre nach Mandy schaffen es Peggy, wiederum vier Jahre später Cindy und Jenny, dann Nicky und zuletzt Emily und Nancy in die Top 10 zu kommen.

Wir haben damit in Ansätzen eine Erklärung für die Frage gefunden, warum bestimmte ausländische Namen übernommen werden, andere hingegen nicht. Die Übernahme ausländischer Namen erfolgt in der Regel im Windschatten ähnlich klingender Namen, die bereits vorher erfolgreich waren. Man kann diesen Befund ein Stück weit theoretisieren. Autoren, die aus einer verstehenden, kulturwissenschaftlichen Perspektive Prozesse der Globalisierung und Transnationalisierung analysiert haben, betonen, dass die Aneignung von vormals fremden „Produkten“ ein interaktiver Prozess ist, an dessen Ende häufig Mischprodukte stehen. Ulf Hannerz (1987) bezeichnet das Resultat des Prozesses der lokalen Aneignung globaler Güter z.B. als *Kreolisierung*, Jan Nederveen Pieterse (1998) schlägt den Begriff der *Hybridbildung* vor. Roland Robertson (1998) warnt davor, die Globalisierung der Kultur mit einer Homogenisierung gleich zu setzen. Stattdessen erleben wir, so Robertson, Prozesse der wechselseitigen Durchdringung von globalen Angeboten und lokalen Aneignungsprozessen, die Robertson mit dem Begriff der *Glokalisierung* belegt. Am Beispiel der Entwicklung von Vornamen können wir solche Prozesse beschreiben. Nach 1945 findet in Deutschland eine Transnationalisierung der Vergabe von Vornamen statt. Aber nicht alle ausländischen Namen haben eine Chance, in das Namensrepertoire übernommen zu werden. Die neuen Namen müssen an die Phonetik der gebräuchlichen Namen anschlussfähig sein und zugleich von diesen im Verhältnis der dosierten Diskrepanz abweichen.

## 2.2 Akkulturation von Migranten am Beispiel der Vornamen

Das zweite Beispiel bezieht sich nicht auf die Übernahme von vormalig ausländischen Namen durch deutsche Eltern im Zeitverlauf, sondern auf die Vergabe von Vornamen durch Migranten, die nach Deutschland gekommen sind. Der nationalstaatliche „Container“ hat sich im Kontext von Transnationalisierungsprozessen zum einen geöffnet, insofern sich die Bürger zunehmend für vormalig fremde Einflüsse geöffnet haben; dass man dies für die Vornamen nachzeichnen kann, wurde im letzten Kapitel gezeigt. Eine Öffnung hat zum zweiten aber auch insofern stattgefunden, als immer mehr Menschen aus anderen Ländern nach Deutschland migriert sind. In Deutschland leben mehr als zehn Millionen Menschen, die im Ausland geboren und eingewandert sind. Wenn diese Personen Kinder bekommen und einen Vornamen für ihre Kinder wählen, müssen sie sich entscheiden, ob sie einen Namen vergeben, der in ihrem Herkunftsland geläufig oder einen, der in Deutschland populär ist. Mit ihrer Wahl signalisieren die Eltern auch die gewünschte ethnische Zugehörigkeit ihrer Kinder, denn vom Vornamen kann man nicht nur auf das Geschlecht schließen, sondern auch auf die Herkunft. Wer etwa den Namen Hakan hört, vermutet, dass er es mit einem Jungen türkischer Herkunft zu tun hat; wer den Namen Douglas vernimmt, schließt auf ein englischsprachiges Elternhaus, und bei Herrmann wird man davon ausgehen, dass er deutsche Eltern hat. Vornamen sind insofern auch Marker der ethnischen Gruppenzugehörigkeit innerhalb einer Gesellschaft.

Wir haben die Vergabe von Vornamen von in Deutschland lebenden Migranten an ihre Kinder untersucht. Greifen Migranten für ihre Kinder auf in Deutschland übliche Vornamen zurück, so interpretieren wir dies als ein Anzeichen von Akkulturation an die deutsche Gesellschaft. Vergeben sie hingegen Vornamen, die allein in ihrem Heimatland gebräuchlich sind, so kann man dies als ein Anzeichen einer geringen Akkulturationsneigung interpretieren. Grundlage der Untersuchung bilden Daten des Sozio-oekonomischen Panels (für eine genaue Beschreibung der Daten und der im Folgenden dargestellten Befunde vgl. Gerhards und Hans 2008, 2009).<sup>6</sup>

### 2.2.1 Unterschiede zwischen verschiedenen Migrantengruppen

Die Analysen beziehen sich auf drei Migrantengruppen: auf Zuwanderer aus romanischen Ländern (Italien, Spanien und Portugal), auf Zuwanderer aus dem ehemaligen Jugoslawien und auf Türken. Diese drei Gruppen bildeten lange Zeit die größten Migrantengruppen in Deutschland. Akkulturation in der Vergabe

---

<sup>6</sup> Die Analysen beziehen sich auf alle Personen im SOEP, die selbst oder deren Ehepartner im Ausland geboren wurden, jetzt aber in Deutschland leben (Immigranten) und die, nachdem sie nach Deutschland immigriert sind, hier ein Kind bekommen haben.

von Vornamen ist keine Entweder-Oder-Entscheidung und somit keine dichotome Variable. Zum einen gibt es Vornamen, die sowohl im Herkunftsland als auch in Deutschland verbreitet sind. Maria ist zum Beispiel ein nicht nur in Deutschland, sondern auch in Spanien, Portugal und Italien sehr gebräuchlicher Mädchename. Weiterhin gibt es Vornamen, die in ähnlicher, aber nicht identischer Weise sowohl in Deutschland als auch im Heimatland des Immigranten gebräuchlich sind. Paolo ist ein italienischer Vorname, zugleich ist Paul ein deutscher Vorname; Eda ist ein türkischer, Edda zugleich ein deutscher Vorname. Akkulturationsprozesse können sich entsprechend nicht nur in Form einer vollständigen Akkulturation an die Aufnahmegesellschaft, also in Form einer kompletten Übernahme von vormals fremden kulturellen Elementen zeigen, sondern auch in der Benutzung hybrider kultureller Symbole. Italienische Einwanderer greifen z.B. dann nicht auf nordische Namen zurück (z.B. Hagen, Sven), sondern auf christliche Namen (Peter, Paul, Alexander), weil es diese auch in ähnlicher Form in dem eigenen Sprachgebrauch gibt (Pedro, Paolo, Alessandro). Die von uns gebildete Variable „Akkulturation an deutsche Vornamen“ hat also insgesamt vier Ausprägungen: 1. Vornamen, die allein in Deutschland, nicht aber im Heimatland der befragten Person gebräuchlich sind; 2. Vornamen, die sowohl in Deutschland als auch im Heimatland gebräuchlich sind; 3. Vornamen, die im Heimatland des Befragten gebräuchlich sind und die in einer ähnlichen Phonetik auch in Deutschland vorkommen; 4. Allein in dem Heimatland, nicht aber in Deutschland gebräuchliche Vornamen.

Die folgende Tabelle gibt die Namensvergabe für in Deutschland geborene Kinder für die drei Herkunftsgruppen von Migranten wieder.

**Tabelle 3:** Namensvergabe für in Deutschland geborene Kinder nach Herkunftsland der Eltern

| Vorname          | Türkei | Ex-Jugoslawien | Romanische Länder | Gesamt |
|------------------|--------|----------------|-------------------|--------|
| Deutsch          | 5,0 %  | 22,4 %         | 6,0 %             | 8,1 %  |
| Deutsch/Herkunft | 1,7 %  | 25,2 %         | 38,5 %            | 17,6 % |
| Herkunft/Deutsch | 4,3 %  | 9,0 %          | 20,1 %            | 10,3 % |
| Herkunftsland    | 89,0 % | 43,4 %         | 35,4 %            | 64,0 % |
| N                | 1.272  | 389            | 831               | 2.492  |

64 Prozent aller Migranten wählen Namen für ihre Kinder, die allein in ihrem Herkunftsland üblich sind, die übrigen 36 Prozent haben sich für eine kulturelle Anpassung an deutsche Gewohnheiten entschieden. Auffallend sind die enormen Unterschiede zwischen den verschiedenen Migrantengruppen. Während fast 90 Prozent der türkischstämmigen Eltern ihren Kindern einen Namen geben, der nur in der Türkei, nicht aber in Deutschland gebräuchlich ist, trifft das nur auf 43 Prozent der Ex-Jugoslawen und auf 35 Prozent der Südwesteuropäer zu. Ähnliche Unterschiede zwischen den Herkunftsgruppen zeigen sich auch im Hinblick auf andere Dimensionen der Assimilation (Kalter 2005; Esser 2006).

Wie kann man zeigen, dass manche Migranten sich in der Vergabe von Vornamen akkulturieren und andere nicht, und wie kann man die Unterschiede zwischen den verschiedenen Herkunftsgruppen erklären?

### 2.2.2 Erklärung der Unterschiede

Unter Akkulturation verstehen wir eine Unterdimension von Assimilation. Die Unterschiede und Grenzen, die zwischen zwei Gruppen bestehen und die sich im Prozess der Assimilation reduzieren oder verstärken können, können sich z.B. auf eine räumliche Segregation, eine soziale Segregation (Freundschaften, Partnerwahl), eine Trennung im Hinblick auf staatsbürgerliche Rechte und die Platzierung in der Sozialstruktur einer Gesellschaft beziehen (Gordon 1964; Yinger 1981; Esser 1980, 2004; Alba und Nee 1997; Perlmann und Waldinger 1997). Akkulturation als eine der Unterdimensionen von Assimilation bezieht sich auf kulturelle Unterscheidungsmerkmale, die symbolisch die Mitgliedschaft in einer ethnischen Gruppe markieren. Vornamen gehören nach unserem Verständnis zu diesen Merkmalen, mit denen Gruppen, sei es beabsichtigt oder unbeabsichtigt, ihre Gruppenzugehörigkeit nach außen und nach innen markieren. Wir können mit unseren Analysen zeigen, dass die Akkulturation in der Vergabe von Vornamen in hohem Maße durch andere Dimensionen der Assimilation beeinflusst wird. Ich berichte im Folgenden für die meisten der formulierten und überprüften Hypothesen nur kurz die Ergebnisse der Analysen, ohne die statistischen Belege zu präsentieren, gehe aber auf eine der Hypothesen etwas ausführlicher ein.

1. Wir gehen davon aus, dass der Grad der Akkulturation einer Person durch ihre sozialstrukturelle Assimilation kausal beeinflusst wird. Höhere Bildung z.B. fördert einerseits die Kenntnis der Kultur der Aufnahmegesellschaft, andererseits die Kontaktnetze zu Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft, was sich wiederum positiv auf die Übernahme von Identitätsmarkern auswirken wird, die für die Mehrheitsgesellschaft typisch sind. Weiterhin wird sich eine erfolgreiche sozialstrukturelle Assimilation positiv auf die Zufriedenheit der Migranten mit dem Einwanderungsland auswirken und ihre Identifikation mit der Kultur dieser

Gesellschaft erhöhen. Unsere Hypothese lautet entsprechend: Je höher das erreichte Bildungsniveau von Migranten, desto besser ist die sozialstrukturelle Integration, und desto eher erfolgt auch die Übernahme vormals fremder Merkmale, wie von in der Aufnahmegesellschaft typischen Vornamen. Die empirischen Analysen bestätigen diese Hypothese: Während fast drei Viertel der Kinder von Müttern ohne Schulabschluss einen in Deutschland nicht gebräuchlichen Namen haben, sinkt dieser Anteil bei Müttern mit Haupt- oder Realschulabschluss auf rund 60, bei denjenigen mit Abitur sogar auf 37 Prozent. Andererseits haben in dieser Gruppe 23 Prozent ausschließlich deutsche Namen, im Gegensatz zu nur 4 Prozent der Kinder von Müttern ohne Abschluss. Offenbar führt eine höhere Bildung der Eltern auch zu höherer Akkulturationsbereitschaft.

2. Weiterhin haben wir analysiert, ob die Eingebundenheit in ethnisch heterogene Netzwerke einen Einfluss auf die Vergabe von in Deutschland gebräuchlichen Vornamen hat. Migranten, die regelmäßigen Kontakt mit Bürgern des Einwanderungslandes haben, sind mit deren kulturellen Symbolen vertraut, werden sich in der Aufnahmegesellschaft akzeptiert fühlen und sich mit der Aufnahmegesellschaft identifizieren. All dies erhöht die Chance, dass sie auch die symbolischen Marker der Zugehörigkeit der Aufnahmegesellschaft übernehmen. Die empirischen Analysen zeigen, dass 82 Prozent derjenigen ohne jegliche Kontakte zu Deutschen Vornamen wählen, die nur im Herkunftsland gebräuchlich sind. Auch bei denjenigen, die zwar Kontakte zu Deutschen, aber keine deutschen Freunde haben, betrifft das immerhin noch 71 Prozent. In der Gruppe derjenigen, die deutsche Freunde haben, steigt dagegen sowohl der Anteil der deutschen Namen (15 Prozent) als auch der Mischnamen (43 Prozent), so dass hier die Mehrheit der Kinder in Deutschland gebräuchliche Namen hat.

Der zweite Indikator zur Messung interethnischer Kontakte sind interethnische Ehen, in denen ein Elternteil deutscher Herkunft ist. In solchen Ehen haben ein Viertel der Kinder deutsche und nur 22 Prozent ausländische Namen – die Mehrheit trägt einen Namen, der in beiden Ländern üblich ist. Insgesamt kommen wir für beide Indikatoren – Kontakte und Freundschaften mit Deutschen und Heirat mit einem deutschen Partner – zu demselben Ergebnis: Ethnisch segregierte Personen greifen deutlich seltener auf Vornamen aus Deutschland zurück und weisen damit einen geringeren Grad der Akkulturation auf als Personen, die im stärkeren Maße mit deutschen Personen vernetzt sind.

3. Schließlich haben wir geprüft, ob die Staatsbürgerschaft einen Einfluss auf die freiwillige Akkulturation hat. Vor allem in der komparativen politikwissenschaftlichen Forschung, aber auch in der öffentlichen politischen Diskussion, ist von verschiedenen Autoren die These formuliert worden, dass ein liberales Staatsbürgerschaftsrecht, das Migranten eine unkomplizierte Übernahme des

Staatsbürgerschaftsstatus ermöglicht, auch zu einer Identifikation der Zuwanderer mit der Aufnahmegesellschaft und zu einer kulturellen Integration führt (Brubaker 1992; Joppke 1999; einen guten Überblick gibt Howard 2003). So führen Koopmans und Statham (2001: 92) die Tatsache, dass sich in Deutschland nur 50 % der Zuwanderer eher mit Deutschland, 27,5 Prozent dagegen nur mit ihrem Heimatland identifizieren, auf die restriktive Staatsbürgerschaftspraxis und die Klassifizierung von Zuwanderern als „Ausländer“ zurück. In Großbritannien und den Niederlanden mit weniger restriktiven Zugängen zur Staatsbürgerschaft identifizieren sich dagegen 83 bzw. 71 Prozent mit dem Aufnahmeland.

Unsere Analysen der Vornamen stützen die These, dass die Staatsbürgerschaft einen Einfluss auf andere Dimensionen der Assimilation hat: Für alle drei Herkunftsländer gilt, dass diejenigen Kinder, die die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen, eher einen in Deutschland gebräuchlichen Namen haben als Kinder ohne deutsche Staatsbürgerschaft (63 gegenüber 29 Prozent). Von den Kindern mit deutscher Staatsangehörigkeit hat sogar fast ein Viertel einen Namen, der nur in Deutschland, nicht aber im Herkunftsland üblich ist.

4. Sozialstrukturelle Integration in die Aufnahmegesellschaft, Freundschaften mit Einheimischen und eine politische Integration via Staatsbürgerschaft können zusammen zumindest partiell erklären, warum manche Migranten einen Namen für ihre Kinder wählen, der (auch) in Deutschland gebräuchlich ist. Und auch ein Teil der Unterschiede zwischen den verschiedenen Migrantengruppen (siehe Tabelle 3) geht auf diese Faktoren zurück, insofern die Türken in den drei beschriebenen Dimensionen weniger integriert sind als die anderen beiden Migrantengruppen. Der wichtigste Faktor, der die Unterschiede zwischen den verschiedenen Migrantengruppen aber erklären kann, bezieht sich auf die Unterschiede in der kulturellen Distanz zwischen den Herkunftsländern und dem Aufnahmeland Deutschland.

Einen ersten Hinweis auf die Bedeutsamkeit dieses Faktors erhält man, wenn man sich nicht die Namensverteilung der Kinder, sondern die Namensverteilung der Eltern anschaut. Diese haben ihre Namen im Herkunftsland erhalten, entsprechend gab es hier weder einen Akkulturationsdruck noch ein Akkulturationsbedürfnis. Folglich kann man für diese Gruppe davon ausgehen, dass ihre Namensverteilung der Struktur der Namen im jeweiligen Herkunftsland entspricht.

**Tabelle 4:** Namensvergabe nach Herkunftsland für Einwanderer der ersten Generation

| Vorname          | Türkei | Ex-Jugoslawien | Romanische Länder | Gesamt |
|------------------|--------|----------------|-------------------|--------|
| Deutsch          | 0,9 %  | 6,2 %          | 0,9 %             | 2,1 %  |
| Deutsch/Herkunft | 0,9 %  | 9,4 %          | 25,7 %            | 10,7 % |
| Herkunft/Deutsch | 2,0 %  | 11,6 %         | 25,0 %            | 11,4 % |
| Herkunftsland    | 96,2 % | 72,8 %         | 48,5 %            | 75,8 % |
| N                | 1.775  | 890            | 1.226             | 3.891  |

96 Prozent der Türken tragen Namen, die nur in der Türkei gebräuchlich sind. Vornamen, die in beiden Ländern (Deutschland und Türkei) vorkommen, scheinen hier kaum zu existieren. Dagegen tragen 27 Prozent der Jugoslawen und die Hälfte der Einwanderer aus den südwesteuropäischen Ländern Namen, die zumindest in ähnlicher Form auch in Deutschland vorkommen. Diese beiden Gruppen haben also die Möglichkeit, ihren in Deutschland geborenen Kindern Namen zu geben, die weder für sie selbst noch für Deutsche „fremd“ erscheinen. Für türkische Zuwanderer ist die Gelegenheitsstruktur der Akkulturation hingegen vollkommen anders. Wenn sich türkischstämmige Eltern bei der Namensgebung ihres Kindes akkulturieren wollen, haben sie eine relativ hohe Schwelle zu den ausschließlich in Deutschland gebräuchlichen Namen zu überwinden, auf die Gefahr hin, dass ihnen der Name ihres eigenen Kindes dann phonetisch fremd erscheint. Stellt man diese kulturelle Restriktion in Rechnung, dann ist der Grad der Akkulturation in der Vornamensvergabe doch beträchtlich. Der Anteil der Namen, für den es zumindest auch eine ähnliche Variante im Deutschen gibt, steigt von 3,8 Prozent der Elterngeneration auf 11 Prozent für deren Kinder und verdreifacht sich damit; der Anteil der nur in Deutschland gebräuchlichen Namen verfünffacht sich. Die Akkulturationsbereitschaft der Türken scheint – prima facie – deutlich geringer zu sein als die der Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien und aus den romanischen Ländern. Berücksichtigt man aber die kulturelle Distanz, die die verschiedenen Herkunftsgruppen für eine Akkulturation zurücklegen müssen, dann kommt man zu einer anderen Interpretation. Im Grad der *relativen Akkulturation* stehen die Türken den anderen Migranten also in keiner Weise nach.

Die Unterschiede in der Gelegenheitsstruktur für die drei Migrantengruppen gehen wiederum auf Unterschiede in der kulturellen Distanz zwischen den

drei Herkunftsländern und dem Aufnahmeland Deutschland zurück.<sup>7</sup> Der Pool möglicher Vornamen, die überhaupt vergeben werden können, wird zu einem großen Teil durch die Religion definiert. Die im christlichen Europa üblichen Vornamen stammen vor allem aus dem Alten und Neuen Testament und aus der Gruppe der tradierten Namen christlicher Heiliger. Wenn nun Zuwanderer aus einem Land stammen, in dem die gleiche Religion vorherrscht wie in der Aufnahmegesellschaft, dann ist die Wahrscheinlichkeit einer Anpassung in der Namenswahl größer, da sie sozusagen aus der gleichen Quelle von Namen schöpfen wie die Einheimischen. Wir können den Zusammenhang zwischen Religionsnähe und der Vergabe von Vornamen direkter und auf der Individualebene messen, weil in der Befragung die jeweilige Konfession des Befragten erhoben wurde.

**Tabelle 5:** Namensvergabe nach Konfession der Eltern

| Vorname                 | Kath./ Prot. | Orthodox | Muslim. | Keine/<br>Konvertiert | Gesamt |
|-------------------------|--------------|----------|---------|-----------------------|--------|
| Deutsch                 | 15,9 %       | 15,2 %   | 1,6 %   | 10,2 %                | 8,8 %  |
| Deutsch/<br>Herkunft    | 36,1 %       | 14,1 %   | 1,9 %   | 17,2 %                | 17,3 % |
| Herkunft/<br>Deutsch    | 17,8 %       | 16,2 %   | 4,1 %   | 9,7 %                 | 10,6 % |
| Her-<br>kunfts-<br>land | 30,2 %       | 54,6 %   | 92,4 %  | 62,9 %                | 63,4 % |
| N                       | 676          | 99       | 805     | 186                   | 1.766  |

Das Ergebnis bestätigt unsere Hypothese. Während 70 Prozent der Protestanten und Katholiken und mehr als die Hälfte der orthodoxen Christen Namen vergaben, die in der einen oder anderen Form auch in Deutschland gebräuchlich sind, vergeben mehr als 90 Prozent der Muslime Namen, die nicht in Deutschland gebräuchlich sind.

7 Kulturelle Distanz kann sich in unterschiedlichen Faktoren manifestieren, u.a. in der Sprache, der Religion, den Wertvorstellungen. Wenn beispielsweise die Herkunftssprache von Migranten zur gleichen Sprachfamilie gehört wie die Mehrheitssprache der Aufnahmegesellschaft, wird das Erlernen der Mehrheitssprache – und damit die Akkulturation – schneller und leichter erfolgen, als wenn die beiden Sprachen aus unterschiedlichen Sprachfamilien stammen (Chiswick and Miller 2001; Carliner 2000; van Tubergen and Kalmijn 2005).

Von welchen der verschiedenen genannten Faktoren die Namensvergabe in welchem Maße geprägt wird, haben wir zusätzlich in multivariaten Analysen geprüft (Ergebnisse werden hier nicht ausgewiesen). Insgesamt sind die Effekte der meisten erklärenden Variablen in den multivariaten Modellen erstaunlich konstant. Die Einbettung in die Sozialstruktur des Einwanderungslandes (über Bildung) und in soziale Netzwerke mit Einheimischen sowie eine politische Integration durch die Übernahme der Staatsbürgerschaft fördern die Akkulturation in Form der Vergabe von Namen. Dies allein ist jedoch nicht ausreichend. Vielmehr spielt die kulturelle Distanz zwischen Herkunfts- und Einwanderungsland eine entscheidende Rolle, wobei die Religionsaffinität besonders relevant ist.

Die große Bedeutung der kulturellen Distanz für die Erklärung von Akkulturationsprozessen kann man eindrucksvoll am Beispiel der türkischen Einwanderer belegen, für die die Wahl eines in Deutschland gebräuchlichen Namens mit höheren Restriktionen verbunden ist als für die anderen Einwanderergruppen. Der Grad der *relativen Akkulturation* der türkischen Einwanderer steht dem der anderen beiden Gruppen nicht nach. Dieser Befund enthält ein verallgemeinerbares Argument, das nach unserer Ansicht bis dato zu wenig in der Integrationsdebatte diskutiert wurde. Der Grad erfolgter Anpassung darf nicht nur absolut betrachtet werden, sondern muss immer auch die Distanz zwischen Herkunfts- und Aufnahmekultur berücksichtigen; nur um diese Distanz relationierte Beiträge sind letztendlich aussagekräftig.

### 3. Zusammenfassung

Das Thema *Kultur* hat seit dem so genannten *cultural turn* in den Geistes- und Sozialwissenschaften eine enorme Konjunktur erfahren. Eine Diskussion der wissenschaftstheoretischen Prämissen des *cultural turn* stand im Zentrum des ersten Kapitels. Ziel war es darzulegen, warum die Grundprinzipien des *cultural turn* und die daraus abgeleiteten Vorstellungen einer Kultursoziologie nicht hinreichend gut begründet sind und entsprechend – zumindest auf mich – eine nur geringe Überzeugungskraft entfaltet haben. Ich gehe davon aus, dass man durchaus bei den klassischen Prämissen der Soziologie ansetzen kann, um kultursoziologische Fragen zu entwickeln und empirisch zu beantworten und habe das eigene Verständnis von Kultursoziologie diesseits des *cultural turn* mit Rückgriff auf die Arbeiten von Emile Durkheim expliziert.

Der zweite Teil der Ausführungen war dann der Illustration der theoretischen Prämissen gewidmet, indem ich zwei Teilergebnisse aus der kultursoziologischen Analyse von Vornamen vorgestellt habe: Die beiden Analysen

beziehen sich auf ein alltägliches Phänomen (Vergabe von Vornamen), verknüpfen die mikrosoziologische Perspektive mit „großen“ makrosoziologischen Fragestellungen, die Analyse von Transnationalisierungsprozessen einerseits und die der Integration von Migranten andererseits; sie versuchen, die Namensvergabe nicht nur zu beschreiben, sondern zu erklären und bedienen sich dabei der standardisierten Verfahren der Sozialforschung. In beiden Fallstudien konnte gezeigt werden, dass die vermeintlich private Entscheidung der Eltern für einen bestimmten Vornamen in hohem Maße einer sozialen Strukturierung unterliegt.

Die Öffnung in der Vergabe von Vornamen nach 1945 gegenüber vormalig fremden Kulturkreisen lässt sich als ein Transnationalisierungsprozess beschreiben, genauer: als ein Okzidentalierungsprozess, weil die Vornamen in erster Linie aus westeuropäischen Ländern kommen und andere Kulturkreise weitgehend unberücksichtigt bleiben. Eltern wählen Namen aus den Kulturkreisen aus, die mit einer (gesellschaftlich definierten) hohen Reputation verbunden sind. Wir haben den Prozess der Transnationalisierung der Vornamen auf eine Ausdehnung und Verwestlichung des Fernsehens, des Films und der Musikindustrie zurückgeführt. Von der Vielzahl an ausländischen Vornamen ist aber nur eine Teilmenge so erfolgreich, in die Hitparade der 10 wichtigsten Namen vorzudringen. Bei dem Versuch zu erklären, welche der Vornamen eine höhere Wahrscheinlichkeit des Erfolgs haben, hat sich gezeigt, dass es vor allem diejenigen ausländischen Vornamen sind, die an die phonetischen Gewohnheiten der deutschen Namen anschlussfähig sind. Der Prozess der Diffusion transnationaler Namen insgesamt verläuft offensichtlich in drei Schritten: Variationserweiterung des Namenspools durch Ausdehnung und Verwestlichung des Medienangebots, Selektion auf der Basis der Reputation von Kulturkreisen und Selektion auf der Basis von phonetischer Anschlussfähigkeit an die spezifischen kulturellen Gewohnheiten.

Das zweite Beispiel bezog sich nicht auf die Übernahme von vormalig ausländischen Namen durch deutsche Eltern, sondern auf die Vergabe von Vornamen durch Migranten, die nach Deutschland gekommen sind. Greifen Migranten für ihre Kinder auf in Deutschland übliche Vornamen zurück, so interpretieren wir dies als ein Anzeichen von Akkulturation an die deutsche Gesellschaft. Wir konnten zeigen, dass die Einbettung in die Sozialstruktur des Einwanderungslandes, in soziale Netzwerke mit Einheimischen, eine politische Integration durch die Übernahme der Staatsbürgerschaft, vor allem aber die kulturelle Distanz zwischen Herkunfts- und Einwanderungsland eine entscheidende Rolle bei der Frage spielen, ob die Eltern einen in Deutschland üblichen Vornamen wählen oder eher ihrem Herkunftsland verhaftet bleiben.

---

**Literatur**

- Alba, Richard/Nee, Victor (1997): Rethinking Assimilation for a New Era of Immigration. In: *International Migration Review* 31, 4: 826–874
- Alexander, Jeffrey (1987): Lecture One: What is a Theory? In: Jeffrey Alexander (Hg.): *Twenty Lectures: Sociological Theory*. New York: Columbia University Press: 1–21
- Alexander, Jeffrey (1988): The new theoretical movement. In: Neil Smelser (Hg.): *Handbook of Sociology*. Beverly Hills: Sage: 77–101
- Aron, Raymond (1979): Emile Durkheim. In: Raymond Aron (Hg.): *Hauptströmungen des modernen soziologischen Denkens. Durkheim – Pareto – Weber*. Reinbek: Rowohlt: 19–95
- Bachmann-Medick, Doris (2006): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. (2. Aufl.) Reinbek: Rowohlt
- Brubaker, Rogers (1992): *Citizenship and Nationhood in France and Germany*. Cambridge, MA: Harvard University Press
- Carlner, Geoffrey (2000): The Language Abilities of U.S. Immigrants: Assimilation and Cohort Effects. In: *International Migration Review* 34, 1: 158–182
- Chiswick, Barry R./Miller, Paul W. (2001): A Model of Destination-Language Acquisition: Application to Male Immigrants in Canada. In: *Demography* 38, 3: 391–409
- Daniel, Ute (2001): *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Durkheim, Emile (1976 [1895]): *Die Regeln der soziologischen Methode*. (4. Aufl.) Hg. von René König. Neuwied: Luchterhand
- Durkheim, Emile (1983 [1897]): *Der Selbstmord*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Esser, Hartmut (1980): *Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse*. Darmstadt: Luchterhand
- Esser, Hartmut (1991): *Alltagshandeln und Verstehen. Zum Verhältnis von erklärender und verstehender Soziologie am Beispiel von Alfred Schütz und 'Rational Choice'*. Tübingen: Mohr
- Esser, Hartmut (2006): *Migration, Sprache und Integration. AKI-Forschungsbilanz 4. Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte und gesellschaftliche Integration (AKI)*. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin
- Esser, Hartmut (2004): Welche Alternativen zur „Assimilation“ gibt es eigentlich? In: *IMIS-Beiträge* 23: 41–59
- Früh, Werner (1991): *Inhaltsanalyse. Theorie und Praxis*. (3. Aufl.) München: Ohlsheläger
- Frühwald, Wolfgang/Jauß, Hans Robert/Koselleck, Reinhart/Mittelstraß, Jürgen/Steinwachs, Burkhard (1991): *Geisteswissenschaften heute. Eine Dankschrift*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

- Fuchs, Dieter/Gerhards, Jürgen/Roller, Edeltraud (1993): Wir und die Anderen. Ethnozentrismus in den zwölf Ländern der europäischen Gemeinschaft. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 45: 238–253
- Gerhards, Jürgen (1993): Neue Konfliktlinien in der Mobilisierung öffentlicher Meinung. Eine Fallanalyse. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Gerhards, Jürgen (2005): *The Name Game. Cultural Modernization and First Names*. New Brunswick, London: Transaction Publishers
- Gerhards, Jürgen/Hans, Silke (2008): Akkulturation und die Vergabe von Vornamen: Welche Namen wählen Migranten für ihre Kinder und warum? In: Frank Kalter (Hg.): *Migration und Integration*. Sonderheft 48 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden: VS-Verlag: 465–487
- Gerhards, Jürgen/Hans, Silke (2009): From Hasan to Herbert: Name Giving Patterns of Immigrant Parents between Acculturation and Ethnic Maintenance. In: *American Journal of Sociology* 114, 4: (forthcoming)
- Gerhards, Jürgen/Rucht, Dieter (1992): Mesomobilization. Organizing and Framing in Two Protest Campaigns in West Germany. In: *American Journal of Sociology* 98: 555–596
- Gerhards, Jürgen/Schmidt, Bernd (1992): *Intime Kommunikation. Eine empirische Studie über Wege der Annäherung und Hindernisse für „safer sex“*. Baden Baden: Nomos
- Gerhards, Jürgen (2003): Globalisierung der Alltagskultur zwischen Verwestlichung und Kreolisierung: Das Beispiel Vornamen. In: *Soziale Welt* 54: 145–162
- Gordon, Milton M. (1964): *Assimilation in American Life. The Role of Race, Religion, and National Origins*. New York: Oxford University Press
- Hannerz, Ulf (1987): The World in Creolisation. In: *Africa* 57: 546–559
- Hirschauer, Stefan (2009): Die Exotisierung des Eigenen. Kulturosoziologie in ethnografischer Einstellung. In: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.): *Kulturosoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen*. Wiesbaden: VS-Verlag: 207–225
- Howard, Marc Morje (2003): Foreigners or citizens? Citizenship policies in the countries of the EU. European Union Studies Association (EUSA) Biennial Conference 2003, March 27–29, Nashville, TN: <http://aei.pitt.edu/2878/01/117.pdf>
- Jameson, Frederick (1998): *The Cultural Turn. Selected Writings on the Postmodern. 1983–1998*. London: Verso
- Joppke, Christian (1999): *Immigration and the Nation-State: The United States, Germany and Great Britain*. Oxford: Oxford University Press
- Kalter, Frank (2005): Ethnische Ungleichheit auf dem Arbeitsmarkt. In: Martin Abraham; Thomas Hinz (Hg.): *Arbeitsmarktsoziologie. Probleme, Theorien, empirische Befunde*. Wiesbaden: VS-Verlag: 303–332
- Knorr Cetina, Karin (1988): Kulturanalyse: Ein Programm. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Kultur und Alltag*. Göttingen: Otto Schwarz: 27–31
- Koopmans, Ruud/Statham, Paul (2001): How national citizenship shapes transnationalism A comparative analysis of migrant claims-making in Germany, Great Britain and the Netherlands. In: *Revue Européenne des Migrations Internationales* 17: 63–100

- Lieberson, Stanley (2000): *A Matter of Taste. How Names, Fashions and Culture Change*. New Haven/London: Yale University Press
- Nederveen Pieterse, Jan (1998): Der Melange-Effekt. In: Ulrich Beck (Hg.): *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 87–124
- Perlmann, Joel/Waldinger, Roger (1997): Second Generation Decline? Children of Immigrants, Past and Present – A Reconsideration. In: *International Migration Review* 31, 4: 893–922
- Popper, Karl R. (1976): *Logik der Forschung*. Tübingen: Mohr
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2008): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg Verlag
- Rabinow, Paul/Sullivan, William M. (Hg.) (1979): *Interpretive Social Science. A second look*. Berkeley: California University Press
- Reckwitz, Andreas (1999): Praxis – Autopoiesis – Text. Drei Versionen des Cultural Turn in der Sozialtheorie. In: Andreas Reckwitz; Holger Sievert (Hg.): *Interpretation, Konstruktion, Kultur. Ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften*. Opladen: Westdeutscher Verlag: 19–49
- Reckwitz, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist: Velbrück
- Robertson, Roland (1998): Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit. In: Ulrich Beck (Hg.): *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 192–220
- Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke (1995): *Methoden der empirischen Sozialforschung*. München: Oldenbourg
- Seibicke, Wilfried (1977): *Vornamen*. Wiesbaden: Verlag für deutsche Sprache
- van Tubergen, Frank/Kalmijn Matthijs (2005): Destination-Language Proficiency in Cross-National Perspective: A Study of Immigrant Groups in Nine Western Countries. In: *American Journal of Sociology* 110, 5: 1412–1457
- Yinger, J. Milton (1981): Toward a Theory of Assimilation and Dissimilation. In: *Ethnic and Racial Studies* 4, 3: 249–264